

Kommentar

Thomas Ley

Stv. Chefredaktor

thomas.ley@ringier.ch



Depression kostet

Vor einigen Jahren stellte die Weltgesundheitsorganisation WHO eine erschreckende Prognose: Im Jahr 2020 werden Depressionen nach den Herz-Kreislauf-Erkrankungen das Leiden Nummer zwei sein – weltweit.

Kaum vorzustellen. Innert zweier Generationen hat sich eine düstere Revolution vollzogen. Denn eine Depression ist mehr als ein bisschen Traurigkeit. Ein Stück Schokoladekuchen oder eine lustige DVD helfen da nicht mehr weiter.

Doch obwohl die Ärzte Alarm schlagen und vor einer Armee schwer kranker, arbeitsunfähiger Menschen warnen – das öffentliche Bewusstsein hält mit der Krankheit nicht Schritt.

Noch immer hält sich die Idee, dass wir nicht wirklich depressiver werden, sondern nur öfter über unsere Kümernisse reden. Ist ja klar: Wenn es okay ist, ständig zu jammern, dann machen die Leute das auch. Früher habe man sich halt am Riemen gerissen. Heisst es.

Dabei reden wir noch immer zu wenig über unsere Sorgen. Funktionieren, als wären wir alle noch Arbeiter, die bloss körperlich gefordert sind. Damals machten sich die Menschen zwar körperlich kaputt. Dafür waren Leben und Karriere eine klare Sache. Überraschungen ausgeschlossen.

Man muss diesen Wandel nicht werten. Aber ernst nehmen. Selbst ein Topmanager wie Swisscom-Chef Carsten Schlotter war seinem Stress offenbar einsam ausgeliefert. Und wie eine Studie nun zeigt (siehe rechts): Sein Schicksal ist nur die Spitze des Eisbergs.

So kann es nicht weitergehen. Nicht, weil wir uns nicht mehr fordern wollen. Sondern weil wir es uns buchstäblich nicht mehr leisten können.